

1. „Wenn ich mein Dienstzimmer verlasse ...“: Die Jagd nach Adolf Eichmann

Als einmal gegen Ende der 1950er-Jahre einige Verleger, Ministerialbeamte und Journalisten zusammensitzen, um auf Einladung des SPD-Ministerpräsidenten Georg August Zinn über einen Entwurf für ein modernes hessisches Pressegesetz zu beraten, da kommen die radikalsten Vorschläge im Sinne einer kompromisslos verwirklichten Pressefreiheit in dieser Runde von einem dauerrauchenden, schlagfertigen Juristen mit leicht ungeordnetem Haar. Woraufhin ein ahnungsloser Journalist irgendwann fragt: „Verzeihung, von welcher Zeitung kommen Sie?“

So lernt dieser Journalist – er arbeitete für die *Süddeutsche Zeitung* – Fritz Bauer kennen, den damaligen Generalstaatsanwalt in Frankfurt am Main. Der Generalstaatsanwalt, der die Deutschen in diesen Jahren mit ihrer NS-Vergangenheit konfrontiert, entspricht nie dem klassischen Bild des Anklägers. 1958 begrüßt er die Häftlinge in einem Gefängnis mit: „Meine Kameraden!“ – unerhört in der Adenauerzeit. Als ihm einmal bei einer Podiumsdiskussion die Frage gestellt wird: „Was kann man tun, um den allgemeinen Aggressionsdrang abzubauen, der unser Unglück ist?“, da ruft Bauer in den Saal zurück: „Mehr Sexualität! Auch in der Literatur! Ich bin gegen das Verbot des Marquis de Sade!“ Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet er, Fritz Bauer, im Jahr 1957 den entscheidenden Hinweis erhält, wo sich damals der untergetauchte NS-Verbrecher Adolf Eichmann aufhält, der einst rasend ehrgeizige Organisator des Holocaust. Ein Mann namens Lothar Herrmann, ein in Deutschland geborener Jude, der vor den Nationalsozialisten nach Argentinien geflohen ist, schreibt in einem Brief an Fritz Bauer: Er habe entdeckt, dass Eichmann unter falschem Namen in einem Vorort von Buenos Aires lebe. Auch die genaue Adresse nennt er.

Es gibt zu dieser Zeit, ein gutes Jahr zehnt nach dem Ende des Holocaust, noch kaum andere Stellen, an die sich der Mann aus Buenos Aires mit so einer brisanten Nachricht überhaupt wenden könnte. Die israelische Regierung konzentriert sich noch ganz auf die dringliche Aufgabe der Landesverteidigung, für die Verfolgung von NS-Verbrechern hat sie wenig übrig. Die Amerikaner haben die Zeit der Nürnberger Prozesse schon hinter sich gelassen, im beginnenden Kalten Krieg wollen sie die (West-)Deutschen nicht weiter vor den Kopf stoßen und haben die Verantwortung für die Bestrafung von NS-Tätern unlängst ganz an diese abgegeben. Und in der deutschen Justiz sind viele Richter und Staatsanwälte selbst in das NS-Regime verstrickt gewesen, eher blockieren sie Ermittlungen gegen NS-Täter, als dass diese energisch verfolgen würden.

Nur in Frankfurt eben lässt der Generalstaatsanwalt bereits auf eigene Faust nach Adolf Eichmann fahnden. Jener Generalstaatsanwalt Fritz Bauer ist eine Ausnahmegehalt, deshalb bekannt bis hin nach Argentinien: Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft, der 1936 gerade noch fliehen konnte und nach 1945 ausgerechnet in den Zweig des deutschen Staatsdienstes zurückgekehrt ist, der am stärksten von braunen Seilschaften durchsetzt ist: in die Strafjustiz, um für die Bestrafung von NS-Verbrechern zu kämpfen.

Als nun Fritz Bauer den brisanten Hinweis in den Händen hält, wo sich der gesuchte Eichmann befindet – unter dem Namen Ricardo Clement in einem Haus in der Calle Chacabuco 4261 in Buenos Aires –, da muss er die Entscheidung treffen, wie er mit dieser Information umgeht. Normalerweise ist eine solche Entscheidung nichts, was Staatsanwälte ins Grübeln versetzen würde, es ist Alltag, dass Indizien gesammelt, Strafverfahren eingeleitet, juristische Verfügungen geschrieben, Rechtshilfe und Auslieferung beantragt werden.

Fritz Bauer aber weiß, dass in seinem eigenen Apparat – und überhaupt im Apparat der deutschen Strafverfolgungsbehörden – noch viele alte Kameraden sitzen, die so oft schon Fahndungen nach NS-Tätern sabotiert haben, indem sie diese Täter heimlich warnen.

Auf den Fluren der Staatsanwaltschaft, aber auch der Ministerien in der ganzen Bundesrepublik bilden frühere NS-Beamte zu dieser Zeit nicht nur einzelne Netzwerke, sondern bereits wieder eine breite Front. Durch die Amnestiegesetze von 1949 und 1954 ist die Mehrheit der von den deutschen Gerichten bestraften NS-Täter begnadigt, ihre Strafen sowie die Urteile der Spruchgerichte sind aus den Strafregistern gestrichen worden. Die Parteigänger des NS-Regimes sind in Justiz und Verwaltung in den 1950er-Jahren beinahe vollständig wieder eingerückt.

Heimliche Warnungen bekommen abgetauchte NS-Verbrecher in dieser Zeit systematisch zugespielt, sogar über eine eigene Postille, den *Warndienst West*, den die Hamburger Dienststelle des Deutschen Roten Kreuzes – unter der Leitung eines ehemaligen SS-Obersturmbannführers – an Traditionsverbände der Wehrmacht und SS in verschiedenen Ländern verschickt. Die Quelle dafür sitzt direkt im Bonner Regierungsviertel, es ist die 1950 gegründete Zentrale Rechtsschutzstelle für NS-Verdächtige, die bis 1953 im Justiz-, danach im Außenministerium angesiedelt ist und von einem ehemaligen Staatsanwalt am NS-Sondergericht Breslau geleitet wird.

Auch bei der Polizei gibt es in dieser Zeit zahllose undichte Stellen, die Fernschreiberleitungen dort, bei denen eine Meldung viele Augenpaare passieren muss, sind für Bauers kleines Team von Ermittlern in NS-Sachen deshalb tabu, Diskretion ist das oberste Gebot. Als Bauers Team einmal dem aktivsten Mann des nationalsozialistischen Euthanasie-Programms auf der Spur ist, Reinhold Vorberg, und bei einem Bonner Gericht die Erlaubnis zu diskreten Ermittlungen beantragt, da gibt sogar der Richter die sensible Information an einen örtlichen Rechtsanwalt heraus – und der Verdächtige kann nach Spanien fliehen.

Bei der weltweiten Suche nach Adolf Eichmann will die deutsche Polizei Fritz Bauers Leuten ausdrücklich nicht helfen. Das hat der Leiter der Auslandsabteilung des Bundeskriminalamts (BKA), der frühere SS-Untersturmführer Paul Dickopf, sie im Juli 1957 wissen lassen. Die Taten Eichmanns seien politischen Charakters, weshalb eine Fahndung laut Interpol-Statut nicht möglich sei. Von den 47 leitenden Beamten des BKA im Jahr 1958 sind 33 frühere SS-Angehörige, und als Fritz Bauer sie im Jahr 1960 an einen runden Tisch bittet, um sich für die Ermittlungen gegen mutmaßliche Auschwitz- Täter abzusprechen, da schicken sie aus gerechnet einen Abteilungsleiter vor, der einst als SS-Sturmbannführer in Russland für die Verschleppung von Zivilisten in Konzentrationslager verantwortlich war. So ist zu dieser Zeit die Lage: Polizisten, die in der Bundesrepublik zum Teil wieder in leitenden Positionen tätig seien, hätten in geradezu „erschrecken dem Ausmaß“ an NS-Verbrechen mitgewirkt, resümiert im Jahr 1960 der Leiter der frisch gegründeten Zentralen Stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg, Oberstaatsanwalt Erwin Schüle. Dass auch er selbst einst Mitglied der NSDAP und in Hitlers Schlägertrupp SA war, wie erst später bekannt wird, ist da fast schon eine passende, traurige Pointe.

So kalkuliert Fritz Bauer, dass es auf dem offiziellen Dienstweg kaum eine Chance gebe, eine Verhaftung Adolf Eichmanns in Argentinien zu erwirken. Diejenigen, die solche Verfahren sabotieren wollen, sind in der Übermacht, und sogar in Argentinien sind untergetauchte NS-Täter von wachsamen, gut vernetzten Kameraden umringt. Der deutsche Botschafter dort, ein Mann namens Werner Junker, der schon für das NS-Regime Diplomat war, pflegt regen Kontakt zur rechten Exilszene, auch zu persönlichen Bekannten Eichmanns.

Fritz Bauer kann zwar nicht wissen, dass der Bundesnachrichtendienst (BND) bereits seit 1952 über Eichmanns Tarnnamen und Wohnort in Argentinien verfügt, was die Agenten für sich behalten – „b(itte) alles zu Eichmann sorgfältig sammeln“, vermerken die Nachrichtendienstler in einer Akte, die erst Jahrzehnte später geöffnet werden wird, „wir brauchen das noch“. Aber er weiß doch genug, um auch von ihnen keine Hilfe zu erwarten und sich auch nicht ohne Not in die Karten schauen zu lassen:

Im deutschen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion leitete Reinhard Gehlen die Ostspionage – und nun den BND. Um sich schart er dort alte Kameraden.

Wie Fritz Bauer es schafft, Adolf Eichmann, den prominentesten noch lebenden NS-Verbrecher, letztlich in Haft und vor Gericht zu bringen, das ist deshalb eine Geschichte davon, wie er es trotz allem schafft – und es ist eine Geschichte von notgedrungen einsamen Entscheidungen. „Wenn ich mein Arbeitszimmer verlasse, betrete ich Feindesland“, soll Fritz Bauer einmal gesagt haben.

„Wenn ich mein Arbeitszimmer verlasse, betrete ich Feindesland.“

Bauer wählt einen Weg an den gesetzlichen Regeln vorbei. Er weicht niemanden von seinen Mitarbeitern ein, und er riskiert mit seinem heimlichen Vorhaben, nicht nur sein Amt als Generalstaatsanwalt zu verlieren, sondern auch seine persönliche Freiheit. Das Problem muss ihm in diesem Moment klar vor Augen stehen: Ein deutscher Beamter wie Fritz Bauer, der einen deutschen Staatsangehörigen, der Eichmann ja immer noch ist, an einen ausländischen Geheimdienst verrät, um dessen Entführung zu erreichen, verhält sich womöglich sogar strafbar. Aber es ist die einzige Möglichkeit, die er sieht, um sich nicht damit abzufinden, dass die breite Front der Strafvereitler in Polizei und Justiz ein weiteres Mal eine bedeutende Ermittlung gegen einen NS-Verbrecher sabotiert.

Anfang November 1957 trifft Bauer sich erstmals an einem unbekanntem Ort mit dem Vertreter Israels in Deutschland, Felix Schinnar. Nur der hessische SPD-Ministerpräsident Georg-August Zinn, ein Freund Bauers, sei eingeweiht, betont Bauer. Dabei müsse es unbedingt bleiben. Zu viel stehe auf dem Spiel. Bauer erklärt: Wenn er offiziell einen Haftbefehl für Eichmann und eine Auslieferung beantragte, dann würde er sofort untertauchen. Er schlägt den Israelis eine diskrete Zusammenarbeit vor.

Kurz darauf, im Januar 1958, geht auf Fritz Bauers Tipp hin erstmals ein Mossad-Agent in Buenos Aires auf die Suche nach Eichmann. Doch das mutmaßliche Haus Eichmanns erweist sich als klein und ärmlich; einen Unterschlupf für einen mächtigen NS-Täter stellt man sich anders vor. Der israelische Agent kehrt ernüchtert zurück, ohne die Sache genauer geprüft zu haben.

Fritz Bauer drängt weiter: Bei einem zweiten Treffen mit einem israelischen Verbindungsmann am 21. Januar 1958, diesmal in Frankfurt, lässt er sich das Versprechen geben, dass der Mossad die Spur zu Bauers Tippgeber Lothar Hermann zurückverfolgen werde. Bauer stellt dem israelischen Agenten dafür sogar ein gefälschtes Dokument aus, mit dem sich der Israeli als vermeintlicher Beamter der

Frankfurter Justiz ausweisen soll. Auch diese zweite Mossad-Mission endet in einer Enttäuschung. Wie sich herausstellt, ist Lothar Hermann fast blind, auch wohnt er schon seit Jahren nicht mehr in Buenos Aires, sondern einige Stunden entfernt in der Stadt Coronel Suarez.

Beim Mossad beginnen sie zu zweifeln. Überhaupt verspüren sie wenig Lust, sich von Fritz Bauer weiter zu einer Lateinamerika-Expedition drängen zu lassen. Die Buenos-Aires-Spur steht damit kurz davor, zu erkalten – doch dann fällt Bauer eine seltsame Nervosität auf.

Eine Reihe von Beamten mit NS- Vergangenheit melden sich zu Wort. Der deutsche Botschafter in Buenos Aires teilt Bauer am 24. Juni 1958 mit, seine Nachforschungen nach Adolf Eichmann seien sämtlich ergebnislos verlaufen. Zugleich aber: Es sei auch nicht wahrscheinlich, dass Eichmann sich in Argentinien aufhalte. Vielmehr sei er vermutlich im Orient. Dieselbe Botschaft hört Bauer nun auch von dem besagten Abteilungsleiter im Bundes kriminalamt, Paul Dickopf. Der sucht Bauer eigens in dessen Büro auf – was er sonst nie tut –, um ihm von einer Suche in Argentinien abzuraten. Dort sei Eichmann definitiv nicht.

Bauer sieht sich in seinem Gefühl, auf der richtigen Fährte zu sein, eher bestärkt, und als schließlich, drittens, auch der Leiter der Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung national sozialistischer Verbrechen, das frühere NSDAP-Mitglied Erwin Schüle, sich im August 1959 meldet und mitteilt, auch er habe erfahren, dass Eichmann sich nicht in Südamerika, sondern vielmehr im Nahen Osten aufhalte, da ersinnt Bauer eine List.

Auf der einen Seite wiegt er die Nervösen in Sicherheit. In einer Reihe von Pressemitteilungen erweckt Bauer von Herbst 1959 an den Eindruck, als konzentrierte er seine Ermittlungsbemühungen tatsächlich ganz auf den Nahen Osten. In einer ersten, wie die Eichmann- Expertin Bettina Stangneth schreibt, „offensichtlich komplett erfundenen“ Pressemitteilung erklärt Bauer, man gehe davon aus, dass Eichmann im Stab eines Scheichs als „Beauftragter westdeutscher Firmen tätig“ sei, wobei es freilich des Juristen Höflichkeit verbiete, diese Firmen beim Namen zu nennen. Eichmann soll glauben, dass er in Sicherheit sei. Am Tag vor Weihnachten 1959 lädt Bauer sogar mit großer Geste zu einer Pressekonferenz, danach schicken die Nachrichtenagenturen eine Sensationsmeldung über den Draht: „Über die zuständigen Bonner Ministerien wird Generalstaatsanwalt Bauer schon Anfang 1960 ein Ersuchen um Auslieferung Eichmanns an das Emirat in Kuwait richten.“ Es mag zwar alles nur gespielt sein – die Pressekonferenz ist reine Inszenierung, mit dem Mossad abgestimmt –, aber es wirkt: Auch in argentinischen Zeitungen kann man nun lesen, auf welchen Abwegen der Frankfurter Generalstaatsanwalt angeblich wandelt.

Auf der anderen Seite treibt Bauer die Israelis an, sich im Stillen weiter an Eichmann heranzupirschen, jetzt erst recht. Die israelische Regierung zögert. Sie hat politische Bedenken. Eine Ergreifung Eichmanns in Argentinien ohne den offiziellen diplomatischen Vorlauf – der jede Chance auf einen Erfolg zunichtemachen würde – wäre international ein Affront, eine Verletzung der argentinischen Souveränität; schwierig für den jungen jüdischen Staat, der Anerkennung sucht.

Fritz Bauer reist mehrmals zu Gesprächen nach Israel, um die Entscheidungsträger dort umzustimmen. Schließlich greift er sogar zu einer Drohung. Er, Bauer, werde nicht davor zurückschrecken, entgegen seines eigenen Kuwait-Theaters doch noch einen Auslieferungsantrag an Argentinien zu stellen, wenn die Israelis nicht endlich ihre Unschlüssigkeit überwinden. Dann wäre Eichmann gewarnt.

„Ich habe vorgeschlagen, (Fritz Bauer) möge niemanden etwas sagen und keine Auslieferung beantragen, sondern uns seine Adresse geben. Wenn sich herausstellt, dass er dort ist, werden wir ihn fangen und hierherbringen.“

Am 6. Dezember 1959 notiert Israels Ministerpräsident David Ben Gurion in sein Tagebuch: „Ich habe vorgeschlagen, (Fritz Bauer) möge niemandem etwas sagen und keine Auslieferung beantragen, sondern uns seine Adresse geben. Wenn sich herausstellt, dass er dort ist, werden wir ihn fangen und hierherbringen.“ Damit ist die Entscheidung gefallen. Fritz Bauer versorgt die Israelis weiter mit Beweismitteln gegen Eichmann. Aber welche Fortschritte der Mossad macht, das erfährt er von nun an nicht mehr. Nach Wochen der Funkstille, am 22. Mai 1960, ruft ein israelischer Kontaktmann schließlich bei Bauer in Frankfurt an, er bittet um ein Treffen am nächsten Tag und verspricht, dass er „vielleicht“ eine gute Nachricht haben werde. Man verabredet sich in einem Frankfurter Restaurant.

Doch zur vereinbarten Uhrzeit taucht der Israeli nicht auf. Bauer steigert sich von Minute zu Minute in eine größere, fieberhafte Unruhe hinein, halb aus Vorahnung, halb aus Besorgnis – bis nach einer halben Stunde der Israeli, die Hände noch ölig von einer Reifenpanne, zur Tür hereinkommt und sofort mit der Nachricht herausplatzt. Fritz Bauer habe bei der Umarmung Tränen in den Augen gehabt, schreibt der Mossad-Chef Isser Harel in seinen Erinnerungen. Erst zweieinhalb Stunden später erfährt auch der Rest der Welt, dass Eichmann verhaftet und bereits in Israel eingetroffen ist – durch eine Erklärung David Ben Gurions, der um 16 Uhr in Jerusalem vor die Knesset tritt, dem israelischen Parlament in Jerusalem.

Dass hinter all dem die Initiative eines einsamen deutschen Generalstaatsanwaltes steckte, erfährt die Welt nicht. Bauer will es so. Er hütet das Geheimnis, weil er sonst sofort sein Amt verlieren würde. Der Jerusalemer Generalstaatsanwalt Haim Cohn schreibt Bauer: „Ich brauche nicht zu sagen – und sowieso kann ich es brieflich nicht –, wie sehr wir Ihnen verbunden sind, nicht nur in Dankbarkeit, sondern auch in dem Bewusstsein der Gemeinsamkeit des Zieles und des Erfolgs.“

Wie sehr muss es Bauer quälen, als 1960 die ganze Welt nach Jerusalem blickt. Es wird ein überaus wertvoller Prozess, er wird von der israelischen Justiz als Medienereignis inszeniert, als eine Auseinandersetzung mit dem Holocaust, die das bis dahin auch in Israel herrschende Schweigen in der Gesellschaft aufbricht. Davon hat auch Fritz Bauer geträumt, wie er seinen Mitarbeitern in Frankfurt einmal anvertraut, wobei er nur bedauere, dass das israelische Gericht zur Todesstrafe greifen wollte, auch weil Eichmann dann künftig nicht mehr als Zeuge zur Verfügung stehe.

Im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, der von 1945 bis 1946 lief, war es weniger um die Konzentrationslager gegangen als um die militärischen Schlachtfelder. Der Vorwurf, auf den sich die alliierten Ankläger konzentriert hatten, bestand darin, dass Deutschland einen Angriffskrieg geführt habe. Zwar hat öffentlicher Druck in den USA und Großbritannien dazu geführt, dass der Holocaust zumindest mit in die Liste der Anklagepunkte aufgenommen wurde, doch mehr als eine Marginalie wurde im Gerichtssaal nicht daraus. „Die Problematik der KZ-Prozesse“, so kritisiert Fritz Bauer später, „passte nicht ins Konzept.“ Diese Lücke wird erst jetzt, mit dem Eichmann-Prozess, öffentlichkeitswirksam geschlossen. In dem Prozess kommen Zeugen aus all jenen Ländern zu Wort, durch die einst Eichmanns Todeszüge gerollt sind.

Fritz Bauer kritisierte: „Die Problematik der KZ-Prozesse passte nicht ins Konzept.“

Nur kurz macht Fritz Bauer den Versuch, die westdeutsche Regierung unter Konrad Adenauer dazu zu bewegen, zumindest einen symbolischen Auslieferungsantrag an Israel zu stellen – einfach um zu dokumentieren, dass eine Anklage Eichmanns dringender aus dem Mund der Deutschen kommen müsste als aus dem Munde der Israelis. Ein „deutsches J'accuse“, wie Fritz Bauer es nennt – das bräuchte es jetzt, um zu zeigen, dass das neue Deutschland aus eigenem Antrieb mit dem alten bricht.

„Deutsche Antinazisten bedauern“, so hat Bauer schon einige Jahre zuvor mit Blick auf die Nürnberger Prozesse geschrieben, „dass die Verurteilung der nazistischen Verbrecher durch alliierte und nicht

durch deutsche Gerichte erfolgt. Sie bedauern dies, nicht weil sie meinten, die alliierten Richter ließen es an Sachlichkeit und Gerechtigkeit fehlen, oder weil sie meinten, dies sei mit dem deutschen ‚Prestige‘ unvereinbar. Es gibt wichtigere Dinge als nationale Prestigefragen. Sie bedauern es, weil deutsche Gerichte Gelegenheit gehabt hätten, klar und deutlich der Weltöffentlichkeit zu zeigen, dass das neue Deutschland wieder ein Rechtsstaat geworden ist, der mit einer rechtlosen Vergangenheit bricht und die nazistische Vorstellung, Macht sei Recht, verflucht. Ein Rechtsstaat ist ein Staat, in dem nicht der Staat Recht hat, sondern in dem das Recht und das Rechte vom Staat gepflegt wird.“

Aber Bonn lehnt ab, die Adenauer-Regierung möchte keinen Auslieferungsantrag stellen, sondern den Eichmann-Prozess lieber aus der Ferne verfolgen. Und Fritz Bauers Versuch imponiert nicht einmal denen, die ihm eigentlich wohlgesinnt sind: Fritz Bauer sei „Jude, also gilt die ganze Sache ja nicht“, schreibt Hannah Arendt damals an ihren Freund Karl Jaspers.

Bauer hat Großes geleistet, aber er ist in der tragischen Lage, dass er nach außen hin weiter die Rolle des Ahnungslosen spielen muss, der angeblich in arabischen Ländern nach Eichmann suchte, erfolglos, während die Israelis einfach zugriffen.

„*Ich habe gehört, Sie hätten Eichmann gefangen.*“

„Ich habe gehört, Sie hätten Eichmann gefangen“, sagt einmal ein junger Frankfurter Freund, Manfred Amend, zu Fritz Bauer. Da hat Bauer offenbar nicht ganz an sich halten können mit seinem Eichmann-Geheimnis, er hat es einer Freundin zugeflüstert, woraufhin auch sie es offenbar nicht ganz für sich behalten hat. „Wo haben Sie das her?“, fragt Bauer den jungen Freund erschrocken.

„Wie steht’s denn mit Simon Wiesenthal?“, hakt der junge Freund nach. Wiesenthal, ein Holocaust-Überlebender, betätigt sich von Österreich aus als Privatdetektiv. Bauers junger Freund sagt: „Es heißt doch immer, er habe die Spur von Eichmann aufgetrieben.“ Da lacht Bauer leicht und sagt: „Ja, er nennt sich auch Eichmann-Hunter. So kann er sich auch nennen, gefangen hat er ihn allerdings nicht. Gejagt, ja.“

Wie groß Fritz Bauers Rolle im Zentrum der Jagd auf Eichmann wirklich gewesen ist, das erfährt die Welt erst im August 1968, als die israelische Zeitung Ma’ariv das Geheimnis lüftet und ein Vertrauter Ben-Gurions, der Schriftsteller Michael Bar-Zohar, die Geschichte bestätigt. Die Israelis haben so lange gewartet, bis Fritz Bauer keine Nachteile mehr erleiden kann; bis er gestorben ist.

Das ganze Drama dieses Lebens, das sich zu Lebzeiten weithin im Verborgenen abspielte, wird dann erst Jahrzehnte später langsam aufgedeckt. Das ist verblüffend. So viele positive Identifikationsfiguren hat die deutsche Nachkriegsgeschichte nicht aufzuweisen. So viele Beispiele für Zivilcourage hat auch die Juristenschaft nicht.

Fritz Bauer hat es virtuos verstanden, von der kleinen Bühne des Gerichtssaals aus große politische Debatten zu entfachen – am meisten sicherlich in dem von ihm initiierten großen Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963 bis 1965, „der sich in vieler Hinsicht wie eine Ergänzung zum Prozeß in Jerusalem liest“, wie Hannah Arendt damals schrieb. Vor allem in diesem Zusammenhang ist Bauers Name heute bekannt: Nicht nur den Eichmann-, auch den Frankfurter Auschwitz-Prozess hätte es ohne ihn nicht gegeben. Er wurde zum Wendepunkt für die deutsche Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit.

Das ist die Rolle seines Lebens: Der Ankläger, der nicht aus Härte oder Vergeltungsdrang streitet. Sondern aus dem verzweifelten Wunsch nach Befreiung von Lüge, Selbsttäuschung und kollektiver Gefühlsverhärtung. Er hat sein Land etwas aufgehellt in einer Zeit, in der es noch immer sehr düster war. Er hat es nachhaltig verändert, als Ankläger wie auch als Strafrechtsreformer.

Nachts klingelt in seiner Wohnung oft das Telefon: „Judenschwein verrecke!“, bellen Unbekannte in den Hörer. Von Frühjahr 1964 an müssen die Räume, in denen der Auschwitz-Prozess stattfindet, vor jedem Prozesstag nach Sprengstoff abgesucht werden, Bauers Büro erhält eine Bombendrohung. Die Drohbriefe, die sich bei ihm häufen, füllen Aktenmappen, beschriftet mit „Zustimmende Zuschriften“ oder „Irre Zuschriften.“ Doch als die Schriftstellerin Ingrid Zwerenz ihn einmal gegen Ende der 1960er-Jahre für ein Buchprojekt bittet, anonyme Droh- und Schmähbrieft einzusenden, da signalisiert Fritz Bauer, dass er die Anfeindungen sogar mit Humor nehmen könne. Während Heinrich Böll, Günter Grass, Martin Walser und andere abwinken oder mitteilen, sie würden Hasspost prinzipiell sofort in den Papierkorb sortieren, schickt Fritz Bauer mitfreundlichen Grüßen ein besonders skurriles Exemplar ein. Es ist eine Postkarte, beidseitig eng mit Schreibmaschine beschrieben. Der Absender nennt sich Kölner Kreis. Als Adressat steht auf der Karte „Oberstaatsanwalt Bauer“. Als Anschrift steht darunter nur „Charakterkopf I a, Frankfurt“.

Vielleicht findet Bauer Gefallen daran, dass der Postbote mit diesen wenigen Informationen genug anzufangen wusste, um das Schreiben zuzustellen, vielleicht lässt ihn aber auch nur der krude Text der Karte schmunzeln. „Wir stellen uns unter einem Staatsanwalt einen Mann vor“, so lehrmeistert

der anonyme Verfasser dort, „der für Ordnung, Moral und Sauberkeit im Staat eintritt!“ Fritz Bauer
aber tue das genaue Gegenteil.